

Nr. 276 — Bromberg, den 1. Dezember — 1933

Winke, bunter Wimpel . . !

Eine Fischergeschichte von der Kurischen Nehrung

von **Alfred Karrasch.**

(2. Fortsetzung.) ——

Der Christup kommt immer mehr ins Feuer hinein: „Da war also Sturm . . . Und ja, das ist dort noch See und Sturm, für Männer, das ist noch richtiger Sturm und richtige See, nicht sowas von Wasser wie hier . . ."

Der Vater ist ganz fort in Gedanken, daß der Junge am Ende fast Angst bekommt um seine Heimat, ist die denn schlecht? Ist denn dies Wasser hier schlecht? Dieses herrliche, große, mächtige Kurische Haff, er kennt doch nichts Schöneres in der Welt . . .

Er fragt ängstlich: „Aber hier bei uns — da ist es doch auch schön, Vater . . .?

„Jaja" — eine müde Handbewegung —, „aber dort, das Meer. Das ist eine See, unendlich, weit, weit . . ."

„Aber unser Haffchen ist doch auch schön, Vater . . .?"

„Jaja . . ."

Der alte Mik kommt auf seinen Klotzen herbeigehumpelt. Er hat einen Packen Netze über der Schulter. Der alte Kalabreser von Strohhut ist wieder tief in die Stirn bis in die zwinkernden kleinen Augen gedrückt. Das macht er wegen „der Sonne", ob sie nun scheint oder nicht, der komische Kerl. Der Mik sieht die beiden, verzieht sein geräuchertes Spitzmausgesicht, da sind sie ja schon wieder zusammen, und der Fischer erzählt dem Dow „von der Welt".

Der Dow hebt gegen Mik die Hand: Stör uns nicht, Mikchen . . . heißt das, stör uns nicht . . . Was werd' ich euch stören, ich geh' vorbei, ich will gar nichts von euren Geschichten wissen. Jetzt hört der Mik, wie der Fischer ganz ärgerlich sagt: „Nein, dieses Haff, diese Pfütze. Was die Ostsee, ist ja auch nur ein Tümpel. Die große See solltest du sehen . . ."

Da schüttelt der Mik doch ganz unwillig den Kopf und denkt: Das ist nicht gut, so zu reden. Das ist gegen den Geist gesprochen, das ist Sünde. Und das ist auch nicht so, wie der Fischer sagt, das ist gar nicht so . . . Der Mik schleppt seinen Packen Netze weiter und murmelt, das ist ein alter Glaube, der auf der Nehrung herrscht: nein, Fischer, das Haff ist gut. Das Haffchen ist gut. Aber von der See kommt das Böse, alles Böse kommt von der See . . .

Christup . . .! Mik . . .! Dow . . .! Zum Essen . . . zum Essen . . . Die Marucke ruft zum Abendbrot.

Ach, die Mutter, nun muß uns die Mutter stören . . .

Aber nun gehn sie ins Haus. Es wird dunkel. Drüben, heller und greller zucken die Lichter der Baken. Der Leuchtturm fährt mit seinen schwingenden Lichtarmen über die dunkle Düne, über den Wald, über Dorf und Haff. Das Haff rauscht auf, eine nachtdunkle, kalte Böe kommt herangejagt. Die ersten Nachtwellen schlagen mit noch leisem Krachen das Ufer . . .

*

Die Boote sind wieder im Wasser, die Fischer sind wieder draußen. Der Christup ist auch wieder draußen, das geht nun so Tag für Tag. Gegen Mittag kommen sie aus den Häusern, schreiten zum Haff hinunter, wie sie heißen, der Schekahn und der Roespel und der Juleitis und der . . . wie sie heißen . . . Da kommt auch der Christup Peleikis mit seinem Fischerknecht Mik.

Sie schöpfen das Boot aus, dann knarren die Blöcke. Sie stoßen ab, die braunen Segel gehen hoch. Wie auf ein Kommando gehen sie alle zusammen hinaus. Zwanzig, dreißig Boote, die Boote vom ganzen Dorf, eine ganze Flotte. Die Blöcke knarren und quietschen auf dreißig Schiffen, Tauwerk spannt sich, nun mal die Segel hoch. Die Segel schlagen am Mast. Daß sie besser am Winde stehn, muß man sie ein bißchen naß machen, nimm mal die lange Schöpfkelle und wirf Wasser hinauf. Sie haben phantastische Wurfhölzer, Schöpfkellen, lang wie ein Mann. Die tauchen sie ins Wasser, von dreißig Schiffen. Auf dreißig Schiffen schleudern sie das klatschende Wasser hoch in die Segel. Das rauscht und spritzt, Blöcke quietschen und Steuer knarren . . .

Dann wird es still auf den Schiffen; denn sie liegen nun gut am Winde, das Segel steht prall, sie ziehn jetzt Seite an Seite. Das Wasser vor den Steven rauscht auf . . . Na, denn wollen wir mal wieder nehmen und rausgehn, sagt der Fischer zu sich und setzt sich am Steuer zurecht.

Ja, das ist nun wieder so Tag für Tag. Sie gehen raus, die Nacht bleiben sie draußen, und das sind manchmal schlimme Nächte. In der Nacht kommt oft der Sturm. Der läuft sich über der See ein, springt hoch an der Düne, dann fällt er wieder zurück aufs Haff, tückisch, im Dunkel, alles in Nacht. Dann kämpfen und tanzen draußen die Schiffe, die Masten bäumen sich wild, die kleinen Laternen tanzen . . . Oft, daß dann nachts, wenn so der Sturm heult, an den Fenstern zerrt, daß die Krampen klappern, oft, daß dann im Dorf eine der Fischfrauen aus dem Schlaf fährt, horcht, die Hände faltet: „Liebes Gottchen, ist das ein Sturm, ist das ein Sturm . . ." Daß dann die Frau aufsteht, ans Fenster geht, hinaussieht, hinaushorcht . . . Aber nur das weiße unheimliche Leuchten des Schaums ist zu sehen, nur ein paar Handbreit der zischenden gespenstischen Brandung.

Oft, daß dann auch Marucke aufsteht, zum Fenster geht, daß sie dann die kleine Petroleumlampe ansteckt und herumgeht und frierend wartet, bis der Morgen kommt, bis der Tag graut. Denn wenn das Licht kommt, wenn der Tag kommt, dann wird sie ruhig. Dann ist ihr, als wenn jetzt wieder Gottes Hand über denen da draußen wäre.

Manchmal auch in diesen furchtbaren Nächten, daß die Marucke in ihrer Angst und Unruhe nicht mehr weiß, was sie soll. Dann geht sie in die Schlafkammer des Dow, setzt sich an sein Bett, nimmt in Todesangst seine Hand.

„Was ist, Mutterchen . . .?" öffnet der Junge schwer seine Augen.

„Dowchen ... Dowchen ... hör doch nur ... den Sturm ... diesen Sturm ..."

„Aber was denn, Mutterchen ...?"

„Hör doch nur ... Dowchen ... Sie sind doch draußen."

„Ja ... ja ..." sagt der Junge schlaftrunken, „ja... ja... aber was denn, Mutter... der Vater sitzt doch am Steuer... der Vater ..."

Er schläft schon wieder. Sein Atem geht ruhig. Ein Lächeln liegt auf seinem Gesicht ... was denn, Mutter... der Vater sitzt doch am Steuer ...

— — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt also ist wieder ein Tag wie der andre. Der Vater ist draußen, und der Dow geht zur Schule. Auf dem Dünenhang, dicht am Wald, liegt die Schule. Aus dem Klassenfenster sieht man aufs Haff. Aufs sonnenglänzende Haff, aufs sturmtanzende Haff, über das die weißen Flocken fliegen, wenn der schlimme Südwest ist.

Der Dow nun hat den besten Platz in der ganzen Klasse. Er sitzt gleich am Fenster. Da kann er doch mal hinaussehen, ob die Boote schon wiederkommen, so einen raschen Blick, den der Herr Schulz, der Lehrer, nicht merkt. So einen blinzelnden Blick, ob sie aufkreuzen müssen bei der Heimfahrt, wie das ist, ob sie den Ballon setzen müssen. Denn das zu wissen, ist doch schließlich noch wichtiger als Rechnen oder Diktat. Wenn die Nacht ein ganz schwerer Sturm gewesen ist, zählt der Dow die Boote, die heimkommen, ob auch alle da sind. Er macht heimlich für jedes Boot, das er einkommen sieht, einen Strich auf dem Löschblatt. Am Ende zählt er die Striche zusammen, dann weiß er es. Diese Rechnerei fängt damit an, daß er zunächst einen Strich macht, auch wenn noch kein Boot in Sicht ist. Das ist der Strich für Vaters Boot, ich mein', wenn der Vater am Steuer sitzt ...

Jetzt also, wie der Dow da in der Schule sein muß, rechnen, lesen, Diktat, wie er mit gefalteten Händen zuhören muß, wie bei Tannenberg die Ritter geschlagen wurden, ja, und dann sag mir doch mal, David Peleikis, die Hochmeister auf ... Also, was interessiert ihn das jetzt, er hat doch ganz andere Gedanken. Jetzt hat er noch weniger Sitzfleisch als sonst, als die andern, die sechsundvierzig Jungen und Mädel der Klasse, aus allen „Größen und jedem Alter sortiert".

Ulrich von Jungingen regierte von ... Das interessiert mich nicht, aber ich muß doch nach Haus, mein Wimpel muß weiterkommen. Der Wimpel, der Wimpel, sonst ist der Geburtstag, das Wimpelchen ist nicht fertig, ob ich dann nur blau und weiß anstreiche, die kurischen Farben? Ob ich noch etwas Rot dazunehme, das sieht vielleicht lustig aus, leuchtet ganz weit ...

Das dauert mal heute lange, die Schule. Die Boote sind schon zurückgekommen. Eins nach dem andern ist zurückgekommen, hat die Segel heruntergelassen, das sieht aus, als wenn große Vögel ihre Flügel zusammenlegen. Alle sind da, das muß doch also an Mittag sein, aber das dauert heute und dauert, das will mit der Stunde kein Ende nehmen. Aber jetzt — endlich — endlich — Der Herr Lehrer Schulz sieht nach der Uhr: „Peter Bowen, kannst läuten gehen." Aus. Nun zieht der Peter Bowen die Glocke, das hallt durch die Schule, nun aber raus. Das schlägt nun die Bücher und Hefte zusammen und lacht und schwatzt und will aus der Klasse stürmen.

„Halt ...!" ruft da die Stimme des jungen Lehrers, „und euer Ausgangsgebet ...?" Da werden sie plötzlich alle andächtig, und der Lehrer nimmt seine Fiedel und spielt, und „Unsern Ausgang segne Gott ..." singen dazu die Kinder mit hellen Stimmen.

Aber jetzt ...

„Halt...!" donnert aber noch einmal die Stimme des Lehrers, und sein frisches braunes Gesicht lacht: „Ihr seid mir. Was ist das heute mit euch? Habt ihr mir heute schon die Hauptfrage beantwortet?"

„Ja, die Hauptfrage. Richtig. Da stehen sie denn noch einmal still und falten die Hände. Der Lehrer legt die Geige behutsam aufs Katheder, und dann steht er, aufgerichtet vor seiner Schar, mit leuchtendem Blick, vor diesen braunen, sonnenbraunen Jungen und Mädeln, Fischermädeln und Fischerjungen. Nun wird er ihnen gleich die „Hauptfrage" stellen. Das hat er so eingeführt, die stellt er ihnen jeden Tag. Er hält das für noch weit besser als ein Gebet. Er hat mal mit dem Herrn Pastor Stober darüber gesprochen, da hat der gemeint: „In diesem Punkt werden wohl Sie, ich und unser lieber Herrgott nur einer Meinung sein."

Nun steht also der Lehrer Schulz vor der Klasse: „Zur Hauptfrage ...! Kinder ... und wo ist es am allerschönsten in der Welt? Los, David Peleikis, die Antwort ...!"

„In der Heimat", gibt der David Peleikis zur Antwort.

„Gut. Und nun, Kinder, noch mal alle im Chor: Wo ist es am allerschönsten in der Welt ...?"

„In der Heimat", sprechen die Kinder im Chor und sehen auf den Lehrer und sehen aus dem Fenster in das reine und große Licht, das über dem Dorf liegt und über dem weiten silbernen Wasser.

„Nun aber marsch ... raus ... Wollt ihr wohl machen, daß ihr verschwindet ...!"

Da lärmen sie auf den Treppen und laufen und jagen, aus der Schule, vom Berge ins Dorf. Durch die Straßen, nach Hause, zum Strande, zu den Booten. Die nackten Füße klatschen nur so im Sand.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Dow kommt nach Hause. Der Vater ist schon da, sitzt hemdsärmlig in der Küche, bei der Mutter, erzählt der vom Fang und was da war. Die Mutter geht hin und her, aus der Küche in die Stube, deckt den Tisch, trägt das Essen auf. Na, da ist ja auch der Dow, denn ruft mal den Mik, denn können wir gleich mit dem Essen anfangen.

Sie setzen sich an den Tisch. „Na, Dow", fängt der Vater groß und behaglich an, „erzähl mir was. Was war in der Schule, was hat der Herr Schulz gesagt ...?"

„Nichts, Vater ..." Der Dow stochert nur eilig an seinem Essen herum.

Was ist bloß ... ja, sag mal einer, was ist mit dem Jungen? Sonst stand ihm der Mund nicht still, sonst hat er erzählt und gefragt. Er hat genau gefragt, wie es draußen war, was sie für Wind hatten, was sie gefangen haben. Er ist zum Kasten gegangen und hat nach den Fischen gesehen. Aber jetzt ... was mag der Junge bloß haben ...? Er ißt kaum, rutscht auf dem Stuhl hin und her, hat keinen Hunger mehr. „Kann ich schon aufstehn, Mutterchen ...?"

„Ja, ja, kannst gehn ..." sagt die Mutter. „Sag doch mal einer, Maruck, was ist mit dem Jungen ...?" Die Mutter weiß wohl Bescheid, das merkt man, aber sie lacht bloß: „Laß ihn doch laufen, Christup ..."

Der Dow aber schlüpft aus dem Haus. Sieht auch keiner? Er springt zum kleinen Schuppen auf der andern Seite des kleinen Hofes. Hochgeentert, auf den Boden. Soo ... hat mich keiner gesehen ...? Hier sucht mich keiner. Da auf dem Boden räumt er alte Segel und Netze beiseite. Unter den Segeln kommt etwas hervor, Hölzer, Brettchen, Schnitzmesser und Säge. So, und nun wollen wir weiter am Wimpelchen schnitzen.

Solch ein kurischer Wimpel ist schwer zu schnitzen. Aber es ist für den Vater, der soll sich freuen, was heißt da schwer... Aber wirklich, manchmal denkt schon der Dow: Nein, ich schaff' es nicht, es ist mir doch zu schwer. Aber es muß doch gehen, der liebe Vater soll sich doch freuen, und da geht's auch... Sieh da... ist das eine Freude... ein Teilchen kommt zum andern, nun kann er bald alles zusammensetzen. Seine Augen leuchten, da kniet der Junge, hat die Teile vor sich hingelegt, ausgebreitet. Er hat vor Eifer und Glück ein ganz heißes Gesicht.

Aber das wird auch ein Wimpelchen werden. Der Vater wird Augen machen. Wer wird einen solchen Wimpel auf seinem Bootchen haben wie er? Da hat er die Spitze geschnitzt. Die ist ein Kreuz in einem Ring. Das Kreuz wird er weiß anmalen, den Ring blau. Darunter ist noch ein Kreis, in dem ist eine Blume. Diese Blume wird er rot anstreichen, mit einem weißen Punkt in der Mitte zwischen den Blütenblättern. Dann kommt das große doppelte Oberteil über der Flagge, ein Teil, das links von der Spitze ist, eins, das ist das größere, nach der andern Seite. Schon bloß das kleine Teilchen ... Das stellt dar ein Haus. Was heißt Haus? Das ist schon kein Haus mehr, das ist wie eine Kirche. Da sind große Kirchenfenster, die werde ich weiß anmalen mit ein bißchen Blau. Über den

Fenstern und Pfeilern aber ist eine runde Kuppel, wie ich das mal auf einem Bilde gesehen habe, schön rot wird die sein. Ja, und auf der andern Seite, das große Teil. Da wird aber der Vater die Hände zusammenschlagen und staunen. Sonst, in den andern Wimpelchen sind das vier, fünf Einzelteilchen, auch Kirchenfenster und Zacken und Dächer... Ich aber hab' mir ganz was Besondres und viel, viel Schöneres ausgedacht. Ach, wird sich der Vater freuen! Der Dow ist ganz glücklich, wenn er daran denkt, und fiebert und seine Hände zittern. Ich habe statt dessen zwei Worte geschnitzt. Das sind die Worte von einem alten Wunsch aller Fahrensleute. Das sind die beiden besten Worte, die ich dem Vater in das Wimpelchen schnitzen kann. Die werde ich anmalen mit ganz reiner, weißer, leuchtender Farbe...

„Kehr wieder!“ wird in dem Wimpelchen stehen . . . Kehr wieder . . .! Mein lieber, lieber Vater, immer kehr wieder . . .!

Ja, das wird in dem Wimpelchen leuchten, weiß und weit, wenn das sich am Maste dreht. Darunter werden die Farben von Nidden sein, wird das rote und weiße Tuchchen der Flagge flattern . . .

Wirst du dich freuen über den Spruch, über den Wunsch, Vaterchen . . .? Kehr wieder . . .!

— — — — — — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Was nicht in die Zeitung kam.

Lustige Begegnungen

und Begebenheiten aus dem Leben eines Reporters.

Von W. H. Degener.

Wie eben jeder Beruf seinen Mann gelegentlich auch einmal in eine heitere oder ganz und gar merkwürdige Lage hineingeraten läßt, so bringt es auch das Leben eines Reporters bisweilen mit sich, daß nicht der Ernst der Arbeit, sondern irgend eine lustige Begleiterscheinung die Stunde bestimmt. Vielleicht ist es sogar so, daß die Arbeit des Zeitungsmannes gar noch eher einmal etwas Merkwürdiges erleben läßt als eine andere Tätigkeit. Obwohl das mit dem „rasenden Reporter“ natürlich heller Unsinn ist! Aber gerade die unterhaltendsten Dinge liegen oft so verquer, daß man sie nicht in die Zeitung bringen darf oder wenigstens gut daran tut, sie für sich zu behalten. Irgendwann — so wie jetzt etwa Sie und ich ganz unter uns beiden beieinander hocken — kann man sie dann zwar einmal erzählen. Freilich wird es nur zu einer kleinen Blütenlese langen, weil die Zeit eben immer etwas knapp ist.

Um gleich mit dem zu beginnen, was ich selbst für das Heiterste halte, so hatte ich da einmal einen Auftrag, über das Leben der Männer auf einem Feuerschiff zu berichten. Sie wissen, Feuerschiffe liegen jahraus und jahrein draußen auf dem Meer vor Anker, bezeichnen eine schwierige Stelle im Fahrwasser, leuchten mit rotem Anstrich weit sichtbar und zeigen nachts aus starken Lichtquellen bestimmte Signale. Die Männer werden etwa alle drei Wochen abgelöst und führen draußen ein hartes, einsames Leben. Aber es gibt nur den einen Weg, für ein paar Wochen zu ihnen zu gelangen, den Weg über die Behörden.

Ich brauchte damals vier Wochen, ehe ich bei der zuständigen=Stelle gelandet war und so viele Befürwortungen erwirkt hatte, daß ich die Erlaubnis erhielt, mit der nächsten Ablösung an Bord zu gehen. Vorher aber mußte ich einen Vertrag unterschreiben, der meine Verpflichtungen und Verhaltungsmaßregeln genau bestimmte und eine große Anzahl von Paragraphen hatte. Einer dieser Paragraphen lautete: „Herr W. H. Degener verpflichtet sich, im Falle seines Ablebens bei einem auf dem Feuerschiff erlittenen Unfall keine Ansprüche an den Fiskus zu stellen.“ Ich konnte das damals mit gutem Gewissen unterschreiben, denn ich wußte sowieso nicht, wie man noch Ansprüche stellen kann, wenn man bereits mausetot ist.

Es fällt mir übrigens gerade jetzt auf, daß gerade Behörden mir immer die wenigsten Schwierigkeiten gemacht haben. Das ist deshalb erstaunlich, weil jedermann von den vielen Witzen über den deutschen Bureaukratismus sicherlich auf das tatsächliche Verhalten der Beamten schließt. Das trifft aber nicht zu, meistens sind es untergeordnete Organe, die sich einem nicht alltäglichen Wunsche sperren. Und sie tun das meistens deshalb, weil sie sich den Rücken frei halten wollen. So erwirkte ich eines Tages die Erlaubnis, eine recht unbekannte Insel in der Ostsee zu besuchen, auf der in völliger Isolierung von der Außenwelt wichtige Versuche mit Tierseuchen gemacht und wertvolle Seren hergestellt werden. Die Insel ist vollkommen hinter einer Desinfektionssperre verschanzt, auf dem Bootssteg schon liegt eine karbolgetränkte Fußmatte, auf der man sich „die Bazillen abtreten“ muß. Und ich durfte die Insel also besuchen. Ich hatte den richtigen Schein dazu. Aber ich hatte keinen Schein, auch das einzige Regierungsboot zu benutzen, mit dem man zu dieser Insel gelangen konnte, und so wurde ich erst einmal abgewiesen! Bis ein Telephongespräch den Fall ordnete.

Das Gegenteil, ganz großzügiges Entgegenkommen von Behörden habe ich öfter erlebt. So gab mir einmal der Landrat eines pommerschen Kreises die Erlaubnis, ein Auto zu stehlen! Sämtliche Landjäger wurden alarmiert, die Straßen gesperrt, Barrikaden errichtet! Man suchte mich, und ich sollte darüber schreiben, mit welcher Wahrscheinlichkeit ein Autodieb der Behörde entwischen könnte, wenn der Diebstahl eine halbe Stunde nach der Tat gemeldet wurde. Nun, ich bin einen ganzen Tag lang zwischen den Beamten spazieren gefahren, zweimal hab ich mich mit einer oberflächlich gefälschten Nummer durch eine Sperre geschmuggelt! Es war ein ganz großer Erfolg im Sinne des Autodiebstahls und ein sehr kleiner Erfolg im Sinne der Polizei. Aber ich habe darüber schreiben können, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen.

In derselben pommerschen Stadt übrigens hat man mir einmal die Erlaubnis gegeben, die Feuerwehr zu alarmieren und mit der Stoppuhr zu prüfen, wie lange es dauert, bis sie erscheint. Dem von der Suppe weg herbeijagenden Führer der Wehr drückte ich grinsend einen Briefumschlag in die Hand, in dem neben meiner Legitimation ein Übungsbefehl lag. Es klappte alles haargenau, nur verfügte die Wehr damals noch nicht über einen Schaumlöscher, wie man ihn für Tankbrände braucht. Und ich hatte natürlich einen Tankbrand angenommen! Noch bevor ich jene Stadt später verlassen mußte, weil mir die Stellung gekündigt worden war, erlebte ich die Genugtuung, über das neue Schaumlöschgerät zu schreiben. Es war tatsächlich angeschafft worden.

Aber ich habe in anderen Fällen auch eben so großes Pech gehabt. Eines Tages sollte ein ganz großer und prominenter Mann sprechen. Und leider lag der Beginn seiner Rede so ungünstig, daß es unmöglich sein mußte, die Rede noch in die Zeitung zu bekommen. Trotzdem erschien sie an demselben Vormittag, groß aufgemacht, im Morgenblatt. Ich war nämlich am Tage vorher zu dem bekannten Mann hingegangen und hatte ihn bewogen, mir sein Manuskript zu geben. Mit dem vollständigen Durchschlag rannte ich in die Setzerei, schrieb eine packende Einleitung davor und ließ den Bericht setzen. Ich war stolz wie ein König! In der Nacht aber holte der Prominente sich einen ordentlichen Schnupfen und sprach am anderen Morgen überhaupt nicht, weil er stockheiser war. Als er daran dachte, bei mir anzurufen, konnte man die Zeitungen mit seiner Rede schon an allen Straßenecke kaufen. Und jetzt wissen Sie ja auch, weshalb mir damals gekündigt wurde!

Niemals nachher, aber einmal vorher hatte ich das gleiche Tempo entwickelt. Das geschah bei einer Gerichtsverhandlung, die sich bis kurz vor die Erscheinungsminute der Zeitung hinzog und sich schon seit drei Tagen auf das Geständnis eines Mörders zuspitzte. Ich war so unklug gewesen, dieses Geständnis schon seit zwei Tagen als nahe bevorstehend zu prophezeien, aber es kam nicht. Endlich, an dem fraglichen Tage schien es fällig zu sein. Ich mußte weg, ich hatte nichts Interessantes für den Bericht, wenn der Bruder nicht gestand. Als ich den Saal verließ, schien es auch soweit zu sein. „Ach was, dachte ich, er wird es schon zugeben!“ Und schrieb über das Geständnis des Mörders. Aber ich hielt die Seite bis zur letzten Minute fest. Gerade, als der Metteur sie mir mit Gewalt

entreißen wollte, klingelte das Telephon, ein Kollege rief an und sagte mir, der Mörder habe umfassend gestanden. Na also, das hätte ich dem Manne schon eine halbe Stunde vorher sagen können!

An allen diesen Streichen, die oft gut ausgehen, bis sie eines Tages danebenpurzeln, war übrigens ein Erlebnis schuld, das ich in der Schriftleitung einer großen westdeutschen Zeitung hatte. Es war in der Nacht, in der es sich entscheiden mußte, ob Köhls Ozeanflug gelungen sei oder nicht. Die Zeit drängte, da ging plötzlich der für diese Angelegenheit zuständige Redakteur gemütlich nach Hause und sagte im Weggehen, auf seinem Tisch lägen zwei Artikel, einer für den Fall, daß die Ozeanflieger durchkämen, einer für den Fall, daß sie verunglückt wären. Jeder Beitrag sollte gesetzt und, wenn die entscheidende Meldung einträfe, der zutreffende ins Blatt gehoben werden. Ich las sie beide. Der eine begann mit den Worten: „Es kam, wie es kommen mußte . . .!" Der zweite war für den Fall des Gelingens geschrieben. Der erste Satz hieß: „Wieder einmal haben deutsche Technik und deutscher Wagemut . . .!" Ich muß heute sagen, daß ich heilfroh bin, daß die deutsche Journalistik seit kurzem in ein anderes Stadium getreten ist, in dem man nicht mehr gezwungen ist, aus tausend Gründen nach hundert Seiten zu schielen, um im gegebenen Fall die richtige Walze bereit zu haben!

Aber zu der Zeit, in der die jüdisch ausgerichtete Straßenpresse den Kampf um den Leser mit allen Mitteln auf die Spitze trieb, mußte man es ihr oft genug gleich tun und zusehen, wie man einer Niederlage in bezug auf die Schnelligkeit aus dem Wege gehen könnte. Da half oft kein Beten! Als ich einmal gar nicht wußte, wie ich aus einem polizeilich gesperrten Gelände an das nächste Telephon kommen sollte, markierte ich eine Ohnmacht und wurde von der Rettungswache durch die Sperrkette gebracht! Von der Aufnahmestation des Krankenhauses aus telephonierte ich meinen Bericht und erklärte dann, es fehle mir jetzt gar nichts mehr. Das Protokoll kostete fünf Mark. Übrigens hätte eine Taxe etwa sieben Mark gekostet, wenn sie durchgekommen wäre.

Und glauben Sie zum Schluß auch, daß man oft die tollsten Dinge erlebt, wenn man jemanden besucht, um ein Interview zu schreiben. In der parlamentarischen Zeit war ich einmal bei einer bekannten Reichstagsabgeordneten, die zu mir über ihre Ansicht in bezug auf die Gleichberechtigung der Frau in der Politik und in der Regierung sprach. Sie redete damals sehr schön. Aber ich mußte immer auf ihren linken Strumpf sehen, da hatte die kluge Frau ein Loch mit Zwirn zusammengezogen.

Übrigens erlebte ich eben mit diesem Interview noch einen zweiten Zufall. Ich gab es gegen fünf Uhr nachmittags in der Schriftleitung ab. Gegen sieben Uhr verließ ich meine Wohnung, um mir erstens eine Zeitung mit diesem Interview und zweitens etwas Wurst zum Abendbrot zu kaufen. Zufällig hatte ich es zum Metzgerladen näher als zum Zeitungsstand. Und als ich mir das Wurstpaket besah, war die Wurst schon in mein Interview eingewickelt! Ich hätte damals trübselige Betrachtungen über den Wert der journalistischen Tagesarbeiten anstellen können. Ich habe aber nur gelacht und mir gesagt, daß der Bericht sowieso nicht viel tauge. Denn die Sache mit dem zusammengezogenen Strumpf hatte ich ja doch, zu meinem großen Bedauern, unterschlagen müssen.

Frauentypen in der Handschrift.

Von Fritz Hocke.

Wenn wir verschiedene Frauenhandschriften betrachten, werden wir feststellen können, daß jede einzelne von der anderen in Größe, Schriftlage, Druckgebung, Regelmäßigkeit, Zeilen- und Randbildung, Weite und vielen anderen Merkmalen abweicht. Je nach der vorherrschenden Charaktereinstellung werden wir auch den jeweiligen weiblichen Typus ohne weiteres der Handschrift entnehmen können.

Die bescheidene, anspruchslose Frau wird eine kleine, einfache Schrift aufweisen, die auf Genügsamkeit und Pflichtgefühl, sowie auf Sinn für engen Wirkungskreis deutet, und in der Mehrzahl der Fälle werden wir ausgeprägte Eigenart vermissen. Das Schriftbild zeigt einen klaren, ungeschnörkelten Zug und gleichmäßige Wortabstände, was einerseits für gesunden, klaren Hausverstand, andererseits für anspruchsloses Wesen Zeugnis ablegt. Der am Papier zur Verfügung stehende Raum wird, neben gleichmäßigem Zeilenabstand, aus Sparsamkeitsrücksichten voll ausgenutzt sein, und als unterstützendes Kennzeichen für Ordnungssinn und Sorgfalt werden wir neben genau angebrachten Satz- und Oberzeichen gerade Linienführung wahrnehmen können; das gleichzeitig zu beobachtende Regelmaß der Handschrift spricht für Beharrlichkeit und Ausdauer der Urheberin. Diese Merkmale finden wir vor allem bei der „Hausfrau", wobei noch bei dieser eine mäßig schräge Schriftlage auf Tätigkeitsdrang und Eifer, sowie weitgehende Verbundenheit der einzelnen Buchstaben innerhalb der Worte auf Anpassungsfähigkeit deuten wird.

Die Schrift der „Geschäftsfrau" weist in gewissen Belangen eine Ähnlichkeit mit der eben besprochenen auf, wenngleich sie im allgemeinen größere Buchstabenformen als Kennzeichen von Unternehmungslust zeigen wird. Ausdauer und Beharrlichkeit dürfte man aus der Regelmäßigkeit, Willenskraft aus der Druckbetonung, Zähigkeit aus vielfacher Häkchenbildung schließen, ebenso Erwerbssinn und einen gewissen Eigennutz aus linksläufigen Schriftzügen, vornehmlich am Ende der Worte in nach links oben zurückgeworfenen Endstrichen. Betriebsamkeit der Schrifturheberin äußert sich auch hier in nach rechts geneigter Schriftlage, und die Unterlängen der Buchstaben erfahren als Merkmal der materiellen Einstellung gegenüber den Oberlängen eine sichtliche Betonung. Das Schriftbild wird ein sauberes, klares Gepräge aufweisen, leicht leserlich sein, um den Verkehr mit Geschäftsfreunden tunlichst glatt zu gestalten, und das flotte, zeitsparende Arbeiten spiegelt sich auch in der Schrift durch einen gewissen Schwung, Leichtigkeit der Formenbildung und Eile des Federzuges.

Anders schreibt die großzügige Frau, die für Geld und Geldeswert geringes Verständnis aufzubringen vermag, es nicht als „Besitz" wertet, sondern vornehmlich als ein Mittel, um es ausgeben zu können. Selbstzügelung und Willenskraft mangeln ihr in der Mehrzahl der Fälle, und so werden wir in solchen Schriften vielfach Unregelmäßigkeit, große Längenunterschiedlichkeit, ungenaue Setzung der Satz- und Oberzeichen, starke Rechtsgeneigtheit neben mangelnder Druckbetonung und Vorherrschen von „Fadenschrift" — eine schlangenähnliche Buchstabenführung ohne Ecken und Rundungen — wahrnehmen können. Für ihre Großzügigkeit spricht die Größe für die Sorglosigkeit, die sie Geld und Geldeswert entgegenbringt, die Weite der Schrift neben Größe der Zwischenräume zwischen den einzelnen Zeilen, Wörtern und Buchstaben. Die geringe Raumausnutzung bleibt das hervorstechendste Merkmal derartiger Schriften. Zu dieser Kategorie gehört auch die „Dame von Welt". Bei ihr legen für den Kunst- und Schönheitssinn die Eigenart und die geschmackvolle Formung der Buchstaben Zeugnis ab, für die geistigen Interessen spricht das Überwiegen der Oberlängen gegenüber den Unterlängen. Die Lebhaftigkeit des Geistes spricht aus den Oberzeichen, die dem zugehörigen Buchstaben vorauseilen (wobei die i-Punkte eine kommaförmige Bildung aufweisen); des weiteren werden wir auch häufig als Kennzeichen der Phantasie ein volles Gepräge der Schrift wahrnehmen können.

Die sportliche Frau von aktivem, ziel- und selbstbewußtem Charakter, der sich von Gefühlen nur wenig beeinflussen läßt, sachlich und kritisch mit gegebenen Tatsachen zu rechnen versteht, wird in ihrer Handschrift Druck als Kennzeichen für Tat- und Widerstandskraft nicht vermissen lassen, die Regelmäßigkeit der Schriftformen spricht für Entschiedenheit und Sicherheit, die Größe für Unternehmungsdrang, die nahezu senkrechte Schriftlage neben geringer Längenunterschiedlichkeit für Besonnenheit, Beherrschtheit und Mäßigung. Die knappen schmucklosen Formen der Schrift werden den Schluß auf Sachinteresse, Scharfsinn und Kritikfähigkeit zulassen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.